

Matthias Bieling

Der Kelch der Wiederkehr

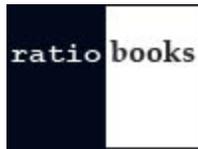
Ein Jupp Koslowski Krimi

ratio books

Matthias Bieling

Der Kelch der Wiederkehr

Ein Jupp Koslowski Krimi



Matthias Bieling
Der Kelch der Wiederkehr
Ein Jupp Koslowski Krimi

Coverfoto: Sophia P. Bieling

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Alle Rechte vorbehalten!
© 2021

Impressum
ratio-books • 53797 Lohmar • Danziger Str. 30
info@ratio-books.de
Tel.: (0 22 46) 94 92 61
Fax: (0 22 46) 94 92 24
www.ratio-books.de

eISBN 978-3-96136-116-8
Print-ISBN 978-3-96136-115-1

published by



Inhalt

Anmerkungen des Autors

Kapitel 1

Kapitel 2

Kapitel 3

Kapitel 4

Kapitel 5

Kapitel 6

Kapitel 7

Kapitel 8

Kapitel 9

Kapitel 10

Kapitel 11

Kapitel 12

Kapitel 13

Kapitel 14

Kapitel 15

Kapitel 16

Kapitel 17

Kapitel 18

Kapitel 19

Kapitel 20

Kapitel 21

Kapitel 22

Kapitel 23

Kapitel 24

Kapitel 25

Kapitel 26

Kapitel 27

Kapitel 28
Kapitel 29
Kapitel 30
Kapitel 31
Kapitel 32
Kapitel 33
Kapitel 34
Kapitel 35
Kapitel 36
Kapitel 37
Kapitel 38
Kapitel 39
Kapitel 40
Kapitel 41
Kapitel 42
Kapitel 43
Kapitel 44
Kapitel 45
Kapitel 46
Kapitel 47
Kapitel 48
Kapitel 49
Erläuterungen

Anmerkungen des Autors:

Im Oktober 2020 erhielten die Französin Charpentier und die Amerikanerin Doudna den Chemie-Nobelpreis für die Entwicklung von CRISPR/CAS, einer Methode zur Genom-Editierung, mit der „sie die Lebenswissenschaften revolutionierten“, weil sich nunmehr „der Code des Lebens neu schreiben lässt“.

Der Malteserritterorden ist völkerrechtlich souverän und bildet quasi einen eigenen Staat, außer dass er ein Staatsgebiet besitzt. Er unterhält Botschaften, deren Amtsträger diplomatische Immunität genießen, und Ordensmitglieder unterstehen generell einer eigenen Gerichtsbarkeit. Der Orden unterhält vielfältige humanitäre und gemeinnützige Aktivitäten. Dazu gehört in Deutschland der Betrieb des Malteser-Hilfsdienstes und international das Libanon Projekt, bei dem im dem Orden gehörenden Centre al Fahdi jugendliche deutsche Freiwillige gemeinsam mit jugendlichen, libanesischen Volontären Behinderte betreuen. Darüberhinausgehende Handlungen und Personen sind frei erfunden und jegliche Ähnlichkeit mit tatsächlichen Vorkommnissen, mit lebenden oder toten Personen ist rein zufällig.

Die Handlung spielt zu großen Teilen im Ruhrgebiet, doch ich habe mir bei der Darstellung einige Freiheiten herausgenommen.

In den Erläuterungen am Buchende finden Sie Angaben zu den verwendeten Gedichtzeilen sowie zu Abkürzungen und Übersetzungen der fremdsprachigen Sätze.

Die geschichtlichen Hintergründe um Katharer, Templer, Malteser und andere historische Personen und Handlungen sind auf der webseite www.juppkosowski.de in der Rubrik

„Jupps Recherche“ in größerer Detaillierung, als es in einem Kriminalroman möglich wäre, dargestellt.

1

Zur Abwechslung von Corona brachten sie im Autoradio, zwei Forscherinnen erhielten den Nobelpreis für die Entwicklung von CRISPR/CAS, einer Methode mit der sich der Gencode eines jeden Lebewesens neu schreiben ließ. Währenddessen staute es sich auf der Ostpreußenstraße ein wenig. Weiter vorne hatten sich einige Fahrzeuge auf das Straßenbankett gezwängt, Polizei, Zivilfahrzeuge und ein Krankenwagen. Blaulicht tauchte alles in surreal anmutendes Blitzen, aber ich kannte die Zeichen nur zu genau, um zu wissen, dass sich reales Unglück ereignet hatte. Da ich die Gleichgültigkeit des Tages hinter mir und die lange Nacht vor mir hatte, musste ich anhalten. Ich musste es einfach.

Also stellte ich mich vorne an, suchte meine Stablampe und einen Schirm, stieg aus und knöpfte mich fest zu. So ausgerüstet ging ich an den abgestellten Fahrzeugen vorbei und musste dabei auf den Verkehr aufpassen, den ein Polizist mit müden Armen ab und zu die Richtung wechselnd an der Verengung vorbeiwinkte. Etwas abseits standen zwei Gestalten in ein Gespräch vertieft, jeder mit einem weißen Schutzanzug mit dem Aufdruck ‚Kriminaltechnik‘. Das Gesicht des einen leuchtete im Schein des Feuerzeuges auf, als er sich eine Zigarette anzündete. Er war klein und schwächling und trug unter der

Kapuze eine Baseball-Kappe, von deren Schirm der Regen tropfte.

Von den Offiziellen beachtete mich niemand, aber ich wusste wohin ich mich wenden wollte. Etwa in der Mitte der abgestellten Fahrzeugkolonne fand ich, was dort sein sollte, schaltete die Stablampe aus und steckte sie in eine der Manteltaschen meines Trenchcoats.

„Was machst Du denn hier? Hau' ab, es gibt nichts zu sehen“, schnaufte Kriminalhauptkommissar Dietrich Dörner als ich ihn antippte, während er dabei versuchte, mit dem Zeigefinger seine Brillengläser freizuwischen.

Er war ein massiger Mann von etwa einsachtzig, der eine kastanienbraune Cordhose zu braunen Halbschuhen trug. Über sein Tweed-Sakko hatte er einen alten Bundeswehrrparka gestreift, der außer unter den Armen vor Durchfeuchtung dunkelgrün war. Ohne den Parka wäre er als englischer Aristokrat durchgegangen, aber wer ihn kannte, wusste, dass er die zur Vervollständigung der Rolle notwendige Arroganz manchmal übertrieb.

„Wieso kommst Du dann hierher, wenn es nichts zu sehen gibt?“, schnurrte ich ihn an, grinste dazu freundlich und versuchte, es wie ein Lächeln aussehen zu lassen.

Wir befanden uns am Anfang eines von der Straße abgehenden unbefestigten Weges, in dem etwas zurück ein Malteser-Rettungswagen, stumm, unbeleuchtet und unauffällig, mit der Front zur Straße stand. Seine Reifen hatten Spuren in dem feuchten Boden hinterlassen. Daneben waren andere Spuren, die des Rettungswagens halb überdeckend und die Spurensicherung hatte schon angefangen, Abdrücke zu nehmen. Durch die offene Tür war auf dem Fahrersitz eine zusammengesunkene Gestalt zu sehen. Der Mann war offensichtlich tot und ich versuchte mir einen Reim auf seine geschlossenen Augen zu machen. Er trug ein dunkles Sweatshirt, dessen Farbe

aufgrund der Dunkelheit nicht zu erkennen war, mit irgendeinem großen, bunten Symbol auf der Brust und seine Arme hingen schlaff aus den aufgekrempelten Ärmeln. Auf dem Armaturenbrett lag ein Rucksack mit Leuchtstreifen, daneben auf der Tachoverkleidung eine halb leere Flasche Cola und beigefarbenes, zerrissenes Einpackpapier für Burger. Immer wieder tauchten die Blitzlichter der Fotografen das Innere in kalte Helligkeit.

„Es ist nur ein Krankenwagen abseits der Straße, hau ab, Jupp, und lass mich meine Arbeit machen.“ Die Luft war kalt und feucht und er schnüffelte zweimal. Ihm musste aufgefallen sein, wie unglaublich seine Ausrede war, denn um seine Augen trat ein resignierter Schatten, den die Brillenfassung nicht verdecken konnte. Ich wusste deshalb, er hatte aufgegeben und konnte mich nicht wegschicken.

„Sind noch mehr Leute im Wagen?“, fragte ich und spannte harmlos den Schirm auf, der damit ein wenig Schutz und Trockenheit versprach.

Mit einer säuerlichen Miene schlüpfte der Hauptkommissar unter das dünne, rote Gewebe. Er versuchte sich die Feuchtigkeit von den Ärmeln zu streifen, hielt dann aber inne und meinte misstrauisch: „Du bist nur zufällig vorbeigekommen, oder?“ Ich konnte ihm die Angst ansehen, sich zu irren.

„Ja, zufällig“, bestätigte ich ihm seine Hoffnung.

Er entspannte sich etwas, aber er trat doch auf den anderen Fuß. An seinen Schuhen hatten sich dunkle Ränder gebildet und er zog mich etwas zur Seite, damit er nicht mehr in einer der Pfützen stehen musste. „Er ist allein im Fahrzeug“, kam er auf meine Frage zurück. „Hier kann Dich keiner brauchen, es ist ein klarer Fall: Der Mann ist auf dem Weg nach Hause, spritzt sich eine Überdosis und stirbt“, fuhr er dann mit großer Bestimmtheit fort.

Dabei sah er mich erwartungsvoll an in der Spannung, ob ich mich mit der Erklärung zufrieden gab, aber an seinem Blick nagte die Erinnerung, dass ich sehr neugierig und ausdauernd war.

Ein Lieferwagen hatte sich mit einem lauten Schließen der Schiebetür verabschiedet, bog dann auf die Straße, setzte sich zwischen einen Golf mit einem genervten Fahrer und einen Renault mit einer blassen Frau darin. Ein Blaulicht war nicht mehr nötig, er würde die KTU rechtzeitig erreichen.

Nicht um ihn zu ärgern, sondern rein aus Gewohnheit fragte ich nach: „Woher wisst ihr, dass Drogen im Spiel sind?“ Während ich das fragte, spürte ich einen heißen Hauch, der mir den Rücken hinunterlief und ich begann zu befürchten, durch meine dumme Gewohnheit in irgendetwas hinein zu geraten. Milana hatte immer gesagt, dass ich sehr gut darin war, Ärger anzuziehen und da es nicht viel gab, was ich gut konnte und sie wahrscheinlich Recht gehabt hatte, hatte ich ihr nie widersprochen.

„Gummischlauch um den Oberarm, leere Spritze auf dem Sitz. Sollte selbst Dir einleuchten, dass es um Drogen geht.“ Er freute sich, mir handfeste Beweise liefern zu können, die nach seiner Überzeugung unwiderlegbar zeigten, alles wäre in klarer Ordnung. „Also mach jetzt keine Szene und konstruiere irgendetwas, wo nichts ist. Fahr am besten einfach nach Hause und tu' das, was Du am besten kannst: Lass Dich volllaufen“, ergänzte er. Er war immer noch der Alte.

Der Regen war noch dünner und es roch nach nassem Gras und Holz. Von dem Malteserwagen stöckelte in Stiefeletten und in einem oberhalb der Knie endenden, halblangen Mantel eine Silhouette durch die Lichtkegel in Richtung auf die geparkte Fahrzeugkolonne. Das musste die Staatsanwältin sein. Irgendjemand rief, man sei fertig

und es könne mit dem Abtransport in die Rechtsmedizin angefangen werden. Daraufhin bahnten sich unter dem Flatterband zwei Träger in langen, dunklen Mänteln und einem Sarg an Haltestangen den Weg. Sie würden die Eskorte des Toten bilden.

Sofort verbreitete sich Zuversicht in Dörners Gesicht, denn er hoffte, bald ins Warme und Trockene zu kommen.

„Was ist in dem Rucksack?“, wollte ich wissen und Dörner antwortete kopfschüttelnd: „Keine Ahnung. Werden wir aber bald wissen, wenn wir alles untersucht haben und die Autopsie abgeschlossen ist. Der Schlaumeier von Arzt meint, ein paar Untersuchungen seien angebracht.“ Es war offensichtlich, was er über die Idee des Arztes dachte. Ich erinnerte mich, er hatte schon früher Gelegenheiten wahrgenommen, eindrucksvoll zu beweisen, dass ihm die Wahrheit egal war. „Aber wäre ja sowieso gemacht worden. Unklare Todesursache, Du weißt schon.“

„Wie kommt der Arzt denn zu seiner Meinung?“, fragte ich. Der heiße Hauch in meinem Rücken wich unterdessen einer matten Kälte.

„Er meint, der Gummischlauch sei falsch um den Arm gelegt. Das könne man so nicht selbst machen, sondern sei von einem Anderen gemacht worden.“

„Kann ich mit dem Arzt sprechen?“

„Tja, der fährt gerade fort, wollte wohl nicht in der Nässe bleiben. Lass gut sein, Jupp“, knurrte Dietrich Dörner und zeigte auf den Krankenwagen, der sich aus der geparkten Fahrzeugkolonne löste und beschleunigte. Dann wischte er erneut über seine Brillengläser.

„Wer ist das denn, hat er Papiere bei sich?“, fragte ich weiter, denn ich wollte einfach nicht den Eindruck erwecken, er hätte sich durchgesetzt und ich kümmerte mich nicht um die Fragen bei diesem vermeintlichen Unfall.

Der Verkehr floss wieder gleichmäßiger und die Gischt der vorbeifahrenden Fahrzeuge ersetzte den Regen, was es aber nicht angenehmer machte.

„Eugen Schäfer aus Gelsenkirchen, verheiratet, arbeitet für die Malteser. Und jetzt troll Dich“, sagte er mit abschließender Bestimmtheit, die diesmal wirklich ernst gemeint war.

Ich hatte mein Blatt ausgereizt. Da ich keine weiteren Informationen erwarten konnte und die Feuchtigkeit und die Kälte wirklich für einen Abschied wie gemacht waren, reihte ich seine Worte in die Kategorie ‚vernünftig‘ ein. „Ich lass den Schirm da“, ärgerte ich ihn zum Abschied und rief ihm damit in Erinnerung, dass er anschließend mit der Staatsanwältin reden musste und dann, auf Ihre Anweisung hin, als Einsatzleiter in der kalten Nässe noch dies und das zu erledigen hatte.

2

Die Sonne reflektierte auf der matt-weißen Glasscheibe der Tür zu meinem Vorzimmer, auf der von außen in schönen, klaren, schwarzen Buchstaben stand ‚Josef Koslowski – Private Ermittlungen – schnell, sicher, seriös‘.

Ein paar Drinks hatten mir durch die Nacht geholfen, sodass sie nicht zu lang geworden war. Da ich den Morgen genauso gut hier verbringen konnte wie überall sonst, war es mir nicht schwergefallen, mir ein paar Routineaufgaben und Papierkram als leichten Zeitvertreib vorzustellen. Aber alles, was man sich leicht vorstellt, wird dann immer ganz anders.

„Wieso möchten Sie mich wegen des Verkehrsunfalls des Malteser-Rettungswagens gestern auf der Ausfallstraße sprechen?“, fragte ich den Besucher, der problemlos den Weg durch das leere Vorzimmer gefunden hatte. Das Vorzimmer war aus Kostengründen derzeit nicht besetzt, wobei derzeit schon länger andauerte.

Der Mann vor mir hatte eine entzündete Gesichtshaut und trug einen elegant geschnittenen, blauen Anzug zu seinen herbstblattblonden Haaren. Diese waren sogfältig gescheitelt und verliehen ihm ein nervöses Aussehen. Er war unmittelbar nach mir gekommen, ohne Maske und den Mantel über dem Arm und es war mir nicht recht, dass er offensichtlich draußen auf mich gewartet hatte. Er war

etwa einsachtzig groß, etwa 45 Jahre alt und sportlich-schlank, begann aber verweichlicht auszusehen.

„Der Ruhr-Morgen berichtet ja immer zuverlässig, aber Sie waren ja dort, wie ich verstehe. Natürlich sind die Zeilen beschränkt und nicht alles ist ja auch für das breite Publikum interessant, nicht wahr?“, antwortete er auf meine Frage nach dem Grund seines Hierseins.

Die Tonlage seiner Stimme war überraschend hoch. Er war bemüht, sich einen unbeteiligten Ausdruck zu verleihen, was erstens unglaubwürdig war, weil er extra gekommen war und zweitens unlogisch, denn ein versehentlicher Tod durch Überdosis bot keinen Grund für einen Besuch eines Unbeteiligten in meinem Büro. Es war so unlogisch wie eine Mücke, die nachts lieber schlafen wollte und so unglaubwürdig wie ihre vorgegebene Appetitlosigkeit, wenn sie diabolisch um das Ohr surrte.

„Wie ich verstanden habe, waren Sie ja dort, Herr Koslowski?“, fragte er erneut und ließ seinen Blick durch mein Büro schweifen.

Ich legte Wert auf einen professionellen Eindruck meines Büros und so hatte ich hinter meinem Schreibtisch, der immer bis auf den Flatscreen, die Tastatur, die Maus und das Telefon leer war, ein streng abstraktes Bild im Stil irgendwo zwischen Mondrians Kompositionen und Malewitschs Suprematismen gehängt. An der Seitenwand rechts von mir war eine durchgängige Aktenschrankwand mit Schiebetüren. Die meisten Schranktüren waren geschlossen, aber einige ließen einen Spalt, durch den man unterschiedlich farbig beklebte Aktenrücken sehen konnte.

Ich lehnte mich in meinem Bürosessel zurück und erwiderte: „Ich bin zufällig vorbeigekommen. Woher wissen Sie, dass ich dort war?“

„Oh, wir haben das aus dem Zeitungsartikel entnommen. Wir haben zufällig über diesen Artikel von dem Unfall

erfahren“, sagte er, rückte auf dem Besucherstuhl vor meinem Schreibtisch nach hinten und blickte zu seiner Rechten harmlos aus dem Fenster.

Severin Graf hatte also, um sich mit ein wenig Reklame zu revanchieren, in seinem Artikel erwähnt, dass ‚der berühmte und erfolgreiche Privatdetektiv Josef Koslowski‘ am Tatort gewesen war. Er war ein tüchtiger Reporter und wir versorgten uns gegenseitig immer mal wieder mit Informationen. Darüber hinaus war er eine Art wandelndes Lexikon, das mir schon oft zupass gekommen war. Ich kannte ihn schon ewig, mochte ihn und wir sprachen dann und wann miteinander in gelockerter Atmosphäre. Da er derzeit – wie auch eigentlich sonst immer – ein wenig in der Schusslinie bei seinem Chefredakteur stand, hatte ich ihn angerufen, weil ich gedacht hatte, die Geschichte könnte ihm ein wenig helfen. Das zahlte sich vielleicht nun aus.

„Warum wollen Sie mit mir darüber sprechen?“, fragte ich, um nicht in die Defensive zu geraten.

Seine Augen waren klar und groß, als er sich vom Fenster abwandte und mich anmaßend ansah. Dabei kratzte er sich mit seinem Daumen den Zeigefinger. Der Eindruck von Nervosität war verschwunden und er wirkte mittlerweile sehr souverän: „Der Fahrer, Eugen Schäfer, war öfter bei uns zur geistigen Stärkung, ich habe ihn gern bei uns gesehen.“ Die hohe Stimme klang dabei sehr ölig und besonders unangenehm. „Es war ja auch kein Unfall, wie man liest.“ Er war fertig mit dem Fingerkratzen und wusste offenbar, worauf er hinauswollte. „Natürlich möchten wir nicht in ein schlechtes Licht geraten, das Image ist ja heutzutage so wichtig. Ein an einer Überdosis Verstorbenen und wir in einem Atemzug genannt, wäre eine Katastrophe. Wir haben nichts mit Drogen zu tun und möchten auch nicht nur ansatzweise damit in Verbindung gebracht werden.“ Er sah mir direkt mit kalten, harten

Augen in mein Gesicht: „Ist Ihnen irgendetwas Besonderes aufgefallen?“

„Wer ist denn wir?“

„Oh, ja natürlich, wir sind eine Vereinigung geschichtsinteressierter Menschen, die ganz zwanglos zusammenkommen und uns über Aspekte eines besonderen Teiles der Vergangenheit austauschen. Nichts Besonderes. Haben Sie also etwas bemerkt?“ Er reichte mir eine Visitenkarte, auf der ‚Dr. rer. pol. Belvon von Richtplatz, Vorsitzender, Verein zur Erforschung des Erbes der Katharer e.V.‘ und eine Adresse und Telefonnummer aufgedruckt war.

„Es war dunkel, aber es war trotzdem viel zu sehen. Herr von Richtplatz, wenn Sie mir einen Hinweis geben, worum es Ihnen geht, ist es für uns beide einfacher“, sagte ich und versuchte dabei sehr einfältig auszusehen.

Er sah kurz auf seine eleganten, aber etwas durchweichten Schuhe, fingerte erneut etwas an einer seiner Entzündungen herum und raffte sich zu einer Erklärung auf: „Natürlich, Eugen Schäfer sollte ein Paket bei sich haben. Darin war ein Kelch, nichts Besonderes, der Materialwert ist gering, aber für unsere Forschungen von hohem ideellem Wert.“ Dabei sah er mich mit leicht geneigtem Kopf an und auf seinem Kinn lag ein gelblicher Schimmer.

Seine Worte konnten erklären, worum es ging und warum er hier war: Ein Paket, das der Tote bei sich hatte und das er haben wollte, war ein nachvollziehbarer Grund mich aufzusuchen und es war ganz naheliegend und logisch, dass sich bei einem Drogentoten in einem Paket, das er mit sich führte, Drogen befunden hatten. Drogen wären eine klare und einfache Sache, ein Kelch mit hohem ideellem Wert eher nicht. Aber ich konnte mich einfach nicht mit diesem Drogengedanken anfreunden, mein Gefühl

wollte nicht mit dem Logischen und Naheliegenden harmonieren. Ich hatte das Gefühl, es entsprach der Wahrheit und es hatte sich ein Kelch in dem Paket befunden. Das machte es aber nicht sympathischer.

„Haben Sie ein Foto von dem Kelch?“, wollte ich wissen.

„Nein, leider nein. Ich habe ihn nie gesehen und kenne ihn nur aus Beschreibungen. Es handelt sich um einen flachen Kelch aus Achat, vielleicht mehr ein flacher Becher oder eine Schale. Er ist sehr alt“, beschrieb er den Inhalt des Paketes mit einem feindseligen Blick. „Haben Sie den Kelch oder das Paket gesehen?“, insistierte er und sah mir fest auf meine Brust. Vielleicht meinte er, damit meiner Erinnerung auf die Sprünge zu helfen.

„Ich habe kein Paket oder einen Kelch gesehen, es tut mir leid, wenn ich nicht weiterhelfen kann“, erwiderte ich. Ich gaukelte mir so vor, mich aus der Sache herausreden zu können, denn ich hatte mir vorgenommen, nur noch klare und einfache Fälle anzunehmen.

Seine Stirn kräuselte sich leicht und nachdenklich spitzte er die Lippen, griff dann in seine Jackettasche, holte einen Umschlag heraus, legte ihn auf den Tisch und ich konnte sehen, dass er einen Stapel Fünfziger enthielt. „Ermitteln Sie für uns, ich will den Kelch haben“, sagte er mit schneidender Stimme und sah mir fordernd auf die Lippen. Die Forderung, allerdings in Form eines Angebotes, hatte ich erwartet, die Schärfe in seiner Stimme nicht. Ich war wählerisch bei meinen Auftraggebern und wollte dieses gerne erwidern, aber er kam mir mit einem schiefen Lächeln zuvor: „Wenn er das Paket nicht bei sich hatte, muss er es irgendwo anders haben. Es ist sicher kein schwerer Auftrag und Sie leben doch von Ermittlungen.“

In der Tat konnte ich einen Auftrag gut gebrauchen. Den Bericht über den Ehemann einer unangenehmen, Untreue vermutenden Ehefrau hätte ich schon längst schreiben und

übergeben müssen, da der Vorschuss verbraucht war und es keinerlei Anknüpfungspunkte für eine Untreue gab. Die Suche nach der verschwundenen Katze von Frau Schulze würde nichts einbringen und ansonsten war mein Auftragsbestand abgearbeitet. Der Gedanke an Drogen als Inhalt des Paketes nagte immer noch in mir, war aber immer noch nicht mein Freund. Ich hatte aber auch gelernt, eins plus eins ergab nicht drei und deshalb sträubte sich alles in mir, die Suche nach einem Kelch mit rein ideellem Wert zu akzeptieren.

Bevor ich aber etwas sagen konnte, stand er auf, sah mich noch einmal durchdringend an und verließ mein Büro mit den Worten: „Überlegen Sie es sich. Es ist ein einfacher Auftrag. Wir bleiben in Kontakt.“

Er ließ den Umschlag einsam auf meinem Schreibtisch zurück.

3

Ich sah ihm nach, als er das Vorzimmer verließ. Das Fehlen eines Schattens zeigte mir, dass er gegangen war und nicht noch vor der Glastür irgendwo meine Reaktion abwartete.

Ich war sehr stolz auf mein Vorzimmer und hatte mir große Mühe damit gegeben. Wenn ich nicht im Büro war, schloss ich die massive Verbindungstür zwischen meinem Büro und dem Vorzimmer ab, ließ aber die Glastür zum Etagenflur unabgeschlossen, damit Besucher im Vorzimmer auf meine Rückkehr warten konnten. Den Besuchersessel hatte ich nach Bequemlichkeit ausgesucht, damit die darin Wartenden angenehm saßen. Außer dem Besuchersessel war in dem Vorzimmer noch der unbesetzte Arbeitsplatz für die Sekretärin mit einem Schreibtisch und einem Schreibtischsessel und ein abgeschlossenes Sideboard, in dem ich Abrechnungen, Arbeitsmittel und ähnliches aufbewahrte. Auf dem Sideboard standen eine Kaffeemaschine – so eine moderne samt passenden Kapseln –, ein Karton mit Zuckerwürfeln und Pappbecher. Neben der Maschine stand ein Schild mit der Aufschrift ‚Bitte bedienen Sie sich selbst‘. In die Ecke neben der Tür hatte ich einen runden Kleiderständer gestellt, auf dem mein Mantel und mein Hut aufgehängt waren und den natürlich auch Besucher benutzen konnten. Ich wusste wirklich nicht, warum er das Vorzimmer nicht einladend gefunden hatte, um dort zu warten, sondern es vorgezogen hatte,

mich draußen abzupassen, um mir dann in mein Büro zu folgen.

Nachdenklich stand ich auf, ging in das Vorzimmer und begann mit der Prozedur, einen Espresso mit der Kapselmaschine zuzubereiten. Als ich fertig war und es aus dem Pappbecher heiß dampfte, ging ich wieder zu meinem Schreibtisch, setzte mich und starrte aus dem Fenster oder durch die beiden Räume auf die Glastür zum Flurbereich. Die Glastür blieb weiterhin schattenlos und geschlossen.

Während ich den PC hochfuhr, knetete ich an meinem Bleistift und versuchte mit den Fingernägeln den Lack abzublättern. Dann überprüfte ich den Posteingang, aber es waren keine E-Mails eingegangen, außer der Werbung eines Onlineshops für Angelbedarf, für den ich mal gearbeitet hatte. Der Eigentümer hatte mich seinerzeit beauftragt zu überprüfen, ob ihn einer seiner Angestellten betrog. Seit dieser Zeit schickte mir der Shop aus Dankbarkeit regelmäßig seine Informationen über Top-Angebote.

Mir ging durch den Kopf, ich sollte vielleicht nicht so wählerisch sein und den Auftrag annehmen: Ich hatte schon ganz anderes gemacht. Mir gefiel der Gedanke aber nicht besser, als hier einfach so ziellos zu sitzen.

Aus meiner Unschlüssigkeit erlöste mich das Klingeln des Telefons: „Hallo, Dietrich hier, hast Du die Nacht überstanden, ohne Dir eine Erkältung einzufangen?“

Ich würde abwarten, was er wollte, öffnete die oberste Schreibtischschublade, holte ein Lineal heraus und schob den Umschlag damit in die Schublade, damit er dort bei den unbezahlten Rechnungen die Hoffnung auf baldige Bezahlung aufrecht erhielt.

„Ja, keine Nachwirkungen. Und bei Dir? Hat Dir der Schirm geholfen?“

„Ja, Danke dafür. Ich wollte Dir nur sagen, dass in dem Rucksack getragene Kleidung ist, die offenbar daher rührt, dass der Tote von einer Reise zurückgekommen ist. Er war in Rom“, fuhr er zu meiner Überraschung fort.

Da Dietrich Dörner selten kooperativ war, musste es einen Grund geben, mir mehr Informationen zu dem Toten mitzuteilen. Es war sicher nicht Dankbarkeit wegen des Schirmes.

Mit bedauernder Stimme fuhr er fort: „Und der Arzt hatte recht, dass etwas nicht stimmt. In dem Becher und der Cola-Flasche, die im Fahrzeug lag, haben wir Rückstände von KO-Tropfen gefunden. Sieht tatsächlich so aus, als sei die Überdosis selbstverpasster Drogen nur vorgetäuscht. Wenn die Autopsie abgeschlossen ist, wissen wir es ganz genau.“

Ich dachte an die geschlossenen Augen des Toten und ganz vorsichtig legte ich das Lineal auf den Schreibtisch. Dazu fragte ich: „War er mit dem Krankenwagen in Rom?“

„Nein, mit dem Flugzeug, er war gerade erst vor ein paar Stunden gelandet. Warum er dann schon im Rettungswagen saß, weiß ich nicht. Arbeiten musste er jedenfalls erst wieder in der nächsten Woche, das haben wir schon überprüft. Vielleicht ist er vom Flughafen direkt zum Stellplatz des Wagens gefahren, um ihn zu holen. Zeit hätte er dafür gehabt. Wir prüfen gerade, ob er vielleicht mit einem Taxi vom Flughafen gefahren ist. Ist aber auch nicht mehr mein Problem, das LKA hat die Ermittlungen an sich gezogen“, hörte ich große Erleichterung und einen kleinen Triumph in seiner Stimme. „Ich bin aber der von denen gebildeten Mordkommission zugeteilt, sozusagen als Verbindungsbeamter zu den lokalen Stellen und mit regionalem Wissen. Naja, die brauchen sicher auch jemanden mit praktischer Ermittlungskompetenz, damit

das was wird“, ergänzte er mit der Selbstgewissheit, die ihm eigen war.

Das war es also, warum er mir alles so bereitwillig erzählte. „Was hat er denn in Rom gemacht, weißt Du das?“, bohrte ich.

„Wissen wir nicht. Derzeit konzentriert sich alles auf das Naheliegende: Drogen als Mordwaffe gleich Drogenstory. Vielleicht hat er als Drogenkurier gearbeitet. In seiner Tasche war jedenfalls eine Taxiquittung und eine Kopie einer Seite aus einem Stadtplan, auf dem der ‚Piazza dei Cavalieri di Malta‘, übersetzt der ‚Platz der Ritter von Malta‘ markiert ist. Die italienischen Kollegen sind schon angefragt und wir werden bald wissen, ob das ein Hotspot des Drogenhandels ist. Aber Jupp, lass die Finger davon, das LKA hat klar gesagt, dass es Vertraulichkeit wünscht. Ich darf Dir das alles gar nicht sagen.“ Mit den Worten: „Mach’s gut“, beendete Kriminalhauptkommissar Dietrich Dörner dann das Gespräch.

Ein Paket mit Drogen war eine einfache und klare Sache und passte. Ein Paket mit einem Kelch passte nicht. Ich fühlte mich aber stark genug, es mit jedem Ärger aufzunehmen.

4

Es war nicht schwer gewesen, aus dem Online-Telefonbuch die Adresse herauszufinden. Bismarck war nicht die Gegend in die irgendjemand zog, weil er sich darauf freute, aber es war, soweit man das sein konnte, sicher und die Mieten konnten sich die Menschen leisten.

Ich fand einen Parkplatz zwischen einem alten Ford, dessen Seite einige Kratzer zeigte, an denen schon Rost ansetzte und einem grün-metallic-farbenen Golf mit schwarzem Dach und einer weißen Rankengrafik in der Rückscheibe. Auf der Straße knatterte ein altes Moped an mir vorbei, auf dem ein magerer, alter Mann mit grauen Bartstoppeln, struppigen grauen Augenbrauen und einem Halbschalenhelm saß. Er trug eine schlabbernde Jeans und eine Kunstlederjacke mit weißen Kontraststreifen an den Ärmeln zu karierten Socken, die in abgetragenen braunen Halbschuhen steckten. Auf dem Gepäckträger war ein Alukasten montiert, auf dem ein Sticker die Taubenschau vor ein paar Jahren anpries.

Die Frau blickte misstrauisch durch den Türspalt. Sie hatte strähniges, halblanges Haar und jeweils rechts und links des Mundes lange vertikale Falten. Nach etwas Schlaf würde sie ganz passabel aussehen. Aus dem Hintergrund hörte ich leises Kinderbrabbeln.

„Sie sind die Frau von Eugen Schäfer. Darf ich mit Ihnen sprechen? Mein Name Koslowski. Ich bin Privatdetektiv.“

Ihre Augen waren tief und hellgrün und hatten einen Schimmer wie Perlmutter, als sie mich wieder ansah, witternd: „Die Polizei war schon da.“

„Ich habe einige andere Fragen. Darf ich hineinkommen, bitte?“ Ich war froh, dass man bei Zusammenkünften in privaten Räumen keine Maske tragen musste, denn das erlaubte mir, mein harmlosestes Lächeln aufzusetzen und auf eine vertrauensvolle Seele zu hoffen.

Die Tür ging zu, die Kette wurde zurückgezogen. Dann öffnete sich die Tür wieder und die Frau ging vor mir her ins Wohnzimmer. Sie war schlank, mit geraden Beinen und geradem Rücken. Sie trug eine enge Jeans zu einer blauen, geblühten Bluse und war barfuß. Ihre Nägel waren sorgfältig lackiert. Der Flur war sauber und ordentlich, an der Wand zwei gerahmte Bilder von Landschaften, Monet-Kopien.

„Bitte“, sagte sie mit einer als einladend gemeinten Geste.

Das Wohnzimmer bestand aus einer nichtssagenden Sitzlandschaft, einem niedrigen Tisch und einem Bord mit einem Megafernseher, zu dem offensichtlich eine Home-Cinema-Ausstattung gehörte. Das Laminat war an einer Stelle ein wenig beschädigt, ansonsten aber tadellos. Keine Bilder, Bücher, Vasen, Nippes, aber ein Kind von etwa zwei Jahren saß in der Mitte des Raumes mit feuchten Augen und sah erwartungsvoll auf. Die Frau nahm liebevoll das Kind auf den Arm, rieb die Wange an ihrer und setzte das Kind dann auf ihren Schoß, nachdem sie sich auf einen Sessel gesetzt hatte. Ich nahm auf der Couch Platz.

„Peter ist heute etwas krank, deshalb ist er nicht im Hort und ich arbeite nicht.“ Mit tapferen Augen sah sie mich an: „Obwohl, nach allem was passiert ist, ist das nicht der Grund.“ Ihre Blicke suchten im Raum herum und blieben dann an meinem Gesicht hängen: „Es heißt, wenn man mit

KO-Tropfen betäubt ist, kann man sich nicht mehr rühren, bekommt aber alles mit, weil man bei vollem Bewusstsein ist?“ Sie blickte mich direkt mit traurigen Augen an, bevor diese erneut über die Wohnzimmereinrichtung streiften und sich mit Tränen füllten. Ihr Handrücken wischte einmal durch das linke Auge.

Ich bemühte mich, einen tröstenden Gesichtsausdruck aufzusetzen, befürchtete aber, dass mir das nicht wirklich gut gelang. „Ich bin sicher, dass Ihr Mann nicht gelitten hat“, sagte ich fest und hoffte inständig, dass es die Wahrheit war.

Sie blickte auf ihren Sohn und ein zärtlicher Ton in den Augenwinkeln drängte die Tränen zurück. „Was muss ein Privatdetektiv fragen, was die Polizei noch nicht gefragt hat?“, kam sie zur Sache, während der Junge sich glücklich an sie schmiegte.

„Wussten Sie, warum Eugen in Italien war?“

„Nein, er hat mir nicht gesagt, warum er dorthin fliegt.“ Sie blickte mich nicht an, aber ich hatte den Eindruck, dass ihr Blick nirgendwohin ging.

Ich war mir nicht ganz sicher, ob sie wirklich eine gute Seele war und mir die Wahrheit sagte, deshalb setzte ich nach: „Er fährt nach Italien und sagt Ihnen nicht, was er dort will? Das ist ungewöhnlich.“ Ich kam mir ein wenig gemein dabei vor.

Sie sah mich offen an, ihr Blick war ehrlich: „Er hat nur gesagt, dass wir ausgesorgt haben, wenn er wieder da ist. Er hat auch eine Karte aus Rom geschrieben, auf der stand, dass es alles sehr gut für uns läuft. Die Karte hat die Polizei mitgenommen.“

Obwohl ich mir die Antwort ausmalte, fragte ich: „Ging es bei der Reise um Drogenschmuggel? Meinte er das mit ‚ausgesorgt‘?“

„Sie fragen dasselbe wie die Polizei“, sagte sie ein wenig ärgerlich und fügte dann an: „Sicher, Eugen hatte nichts mit Drogen zu tun, absolut nichts, ganz sicher.“

Aber die Mauer vor ihren Augen war nicht festgefügt. Sie wusste nicht, was sie denken musste und wollte nicht denken, was sie aufgrund der Fragen denken sollte. Sie wollte eine gute Frau sein.

Zögernd erzählte sie dann: „Es hat mal mit einem Kollegen eine Drogengeschichte gegeben, angeblich waren Medikamente auf der Arbeitsstelle verschwunden. Es wurde alles untersucht und Eugen hatte nichts mit der Angelegenheit zu tun.“ Das war ein Beweis, der sicher für gewisse Frauen unangreifbar war, aber ich sah, wie sie darum kämpfte, ihre Loyalität nicht wankend erscheinen zu lassen.

„War Eugen öfter für ein paar Tage weg? In Italien? Oder in anderen Ländern?“

„Nein“, sagte sie einfach und es hörte sich richtig an.

Ich war ein wenig ratlos. „Wie steht es um die Finanzen, gibt es da Probleme?“, versuchte ich dann auf anderem Weg einen Grund für den Todesfall zu ermitteln. Drogen würden dazu passen.

Die Frau schüttelte den Kopf: „Wir verdienen“, sie schluckte und verbesserte: „Wir haben beide gearbeitet, natürlich mussten wir sparsam leben, aber es reicht“, um dann erneut zu verbessern: „reichte“. In ihren Augenwinkeln begann sich erneut das Licht zu spiegeln.

Ich hätte ihr das gerne erspart, aber es war ein undankbarer Job und deshalb musste ich dranbleiben: „Hatte er Feinde, irgendwelche Auseinandersetzungen in letzter Zeit? Das sind reine Routinefragen, aber ich muss die stellen.“

„Nein, alles okay“, versicherte Julia. Ihre Augen waren nur traurig und es spiegelte sich der Gedanke ‚warum nur‘ darin.

„Wie war denn sein Verhältnis zu Arbeitskollegen oder Nachbarn? Gab es da irgendetwas?“ In vielen Fällen ergibt das Herumstochern mit solchen Routinefragen Anknüpfungspunkte. Darauf hoffte ich hier auch. Ich hasste bei einem Fall den Zufall, aber herumstochern ist etwas ganz anderes. Herumstochern ist seriöse Detektivarbeit und wie man so sagt ‚die halbe Miete‘.

Sie dachte einen kleinen Moment nach, kein Schatten lief über ihr Gesicht, kein unsicheres Stocken und kein Aufblitzen in ihren Augen, bevor sie dann sicher antwortete: „Er war überall sehr beliebt. Er war ein toller Mensch, es gab keinen Grund, dass ihm irgendjemand etwas Böses wollte.“ Sie war wieder ganz gefasst. Der Junge rutschte auf ihrem Schoß herum und steckte seinen kleinen Daumen in den Mund.

„Bitte denken Sie daran, es sind Routinefragen, die immer gestellt werden“, leitete ich ein. „War Ihre Ehe gut? Gab es vielleicht eine andere Frau?“

Mit einem amüsierten Lächeln sah sie mich an und antwortete dann: „Eugen hatte keinen Grund sich umzusehen. Er bekam alles sehr gut und im Überfluss.“

Ich war von ihrer Direktheit beeindruckt und verstand, sie hatte ein einfaches Männerbild, in das auch ich mit meiner Frage genau passte. Ich wusste nicht warum, aber es war mir unangenehm. Um mir das nicht anmerken zu lassen, konzentrierte ich mich darauf, der bewährten Vorgehensweise weiter zu folgen: „Wissen Sie, warum Eugen im Rettungswagen saß? Er hatte doch Urlaub.“

„Wir haben derzeit kein Auto, deshalb nutzt Eugen manchmal ein Fahrzeug von seinem Arbeitgeber“, sagte sie, als ihr Handy klingelte. Mit einer entschuldigenden

Geste mir gegenüber meldete sie sich mit „Julia Schäfer ...“, um dann fortzufahren: „nein ... lassen Sie mich in Ruhe ...“ Der Junge rutschte erschrocken von ihrem Schoß und auf ihrer Stirn bildeten sich Täler, in denen Schatten leuchtete, als sie auflegte. Ich sah ihre Erschöpfung, als sie sagte: „Diese ‚Freunde‘, wie die Geier, ob er ein Paket hinterlassen hätte, das sei sehr wichtig für ihre historischen Forschungen.“ So wie sie ‚Freunde‘ sagte, war unterstrichen, was sie von ihnen hielt.

Mit dem Gedanken an ein Paket Drogen konnte ich mich immer noch nicht anfreunden, aber manchmal ergaben eins plus eins eben zwei. „Der Verein zur Erforschung des Erbes der Katharer?“, gab ich viel Betonung in meine Frage.

„Nein, dieser Anton war das, ein früherer Kommilitone. Er kennt den noch von seiner Zeit von der Universität Bochum, als er Medizin studiert hat, bevor er wegen der Geburt von Peter und unserer Heirat aufhörte. Der ist irgendwie in der Studentenverwaltung und Eugen und er ‘forschten’ früher an irgendwas.“ Sie stand auf, holte zwei Gläser, schüttete Wasser hinein und stellte diese auf dem niedrigen Tisch vor mir ab. Die obersten Knöpfe ihrer Bluse standen offen und ich sah schnell zum Fenster. Dann setzte sie sich wieder.

„Wissen Sie, woran die forschten?“, fragte ich, nahm das Glas Wasser und trank einen großen Schluck, damit sie das Glas nicht umsonst vor mich gestellt hatte.

„Nein, irgend so etwas über Sekten in der Geschichte oder so“, sagte sie unsicher. In ihrem Kopf gingen Gedanken hin und her, sie konnte aber keinen fassen.

Ich versuchte ihr zu helfen: „Hat Eugen jemals über diesen Verein zur Erforschung der Geschichte der Katharer gesprochen? Ist dieser Studienkollege ein Mitglied in diesem Verein?“

Der Junge kletterte auf den Sessel und versteckte sich hinter ihrem Rücken. Über ihr Gesicht lief ein tiefes Abwägen: „Nein, von so einem Verein weiß ich nichts ...“ Damit brach sie ab, denn unterdessen war die Leere in ihrer Miene angekommen, die Täler waren verschwunden. Ihre Augen waren stumpf und undurchdringlich. „Für wen sagten Sie, arbeiten Sie?“

Ich wusste nicht, was ich von der ganzen Sache halten sollte, aber ich traf eine Entscheidung: „Ich habe nicht gesagt, dass ich für irgendjemanden arbeite. Ich habe keinen Auftraggeber, ich bin rein aus persönlichem Interesse hier.“

Der Junge versuchte an ihr heraufzuklettern und hatte beide Arme um ihren Hals geschlungen. Er war ein ausdauernder kleiner Kerl. Sanft befreite sie sich und sah mich dabei von oben bis unten an.

Sie presste die Knie fest zusammen und ihre Zungenspitze leckte schnell über ihre Oberlippe. Auch sie hatte eine Entscheidung getroffen. „Es wäre mir etwas wert, wenn Sie die Wahrheit herausfinden. Ich möchte, dass Sie beweisen, dass Eugen kein Drogendealer war. Die Verantwortlichen für seinen Tod müssen gefunden und zur Rechenschaft gezogen werden. Ich habe aber nur wenig Geld ...“, sagte sie mit einem verheißungsvollen Lächeln und ihre rechte Hand strich ihr Haar hinter das Ohr. Ihre Augen waren fragend. Sie war eine gute Frau, das war für mich offensichtlich.

„Ich arbeite nur gegen Cash auf Rechnung“, erwiderte ich, weil ich erkannte, sie hatte bisher kein leichtes Leben gehabt und hatte früh lernen müssen, ihre Weiblichkeit einzusetzen, damit Männer etwas tun. Oder vielleicht auch lassen, das wusste nur sie. Um ihre Hoffnung auf gerechte Trauer nicht zu zerstören, fügte ich an: „Aber mich